Nachdruck verboten.

Berlin, den 9. Januar.

Redakteur Dr. Paul Schlenther.

Die Anfänge der „Allgemeinen Zeitung".

Von Hermann Bachmann.

Der Vossischen Zeitung fast ein Jahrhundert jüngeres süddeutsches Gegenbild, die „Allgemeine Zeitung", hat dieser Tage in erstaunlicher Frische ihr hundertstes Lebensjahr vollendet. Wie über den Jugendjahren unserer Zeitung der unvergängliche Glanz des Namens Gotthold Ephraim Lessing ruht, so leuchtet an der Wiege der „Allgemeinen Zeitung" das Doppelgestirn Goethe und Schiller. Beide Blätter haben sich in den Bahnen fester, literarischer Ueberlieferungen entwickelt, die, jener großen Namen würdig, ihnen in unablässiger Erneuerung die geistige Auslese der Nation als Freunde, Leser und Mitarbeiter zugeführt haben. Weiter freilich reicht die Parallele nicht, die sich zwischen diesen beiden Zeitungen „für Staats- und gelehrte Sachen" durchführen läßt, weder in Bezug auf ihren äußeren Lebensgang noch auf ihre innere Entwickelung. Aus sehr bescheidenen Anfängen ist die „Vossische Zeitung" auf dem märkischen Boden erwachsen, der auch ihr durch lange Jahrzehnte ein karger war; die literarische Tradition, die sich für das jetzt lebende Geschlecht in ihr verkörpert, mußte sie erst allmählich finden und mit tastender Hand ausbauen. Weitaus nicht so hart war die Jugend des Blattes, das „der alte Cotta" vor hundert Jahren ins Leben rief. Ganz abgesehen davon, daß das deutsche Zeitungswesen damals eben schon die Erfahrungen eines weiteren Jahrhunderts hinter sich hatte, die dem Cottaschen Unternehmen ohne weiteres zu gute kamen, und auch abgesehen von der reicheren geistigen und materiellen Entwickelung des süddeutschen Bürgerthums seiner Zeit im Vergleich zu der des Berliner Bürgerthums am Beginn des 18. Jahrhunderts, fiel die Gründung der „Allgemeinen Zeitung" in eine Zeit, in der das politische Interesse, stets von neuem von Frankreich her kräftig angeregt, so allgemein und lebhaft geworden war, wie seit den Tagen des großen Glaubenskrieges nicht mehr. Der Boden für ein Zeitungsunternehmen von großem Wurf war trefflich vorbereitet, in Joh. Fr. Cotta fand sich der hochsinnige, weitläufige, auf der Bildungshöhe seiner Zeit stehende Mann, der in diesen Boden einen keimkräftigen großen Gedanken zu senken, seiner Zeitung in der ersten Stunde ein Programm vorzuzeichnen wußte, in das sie rasch hineinwachsen konnte und das heute, mit dem Edelrost eines Jahrhunderts angehaucht, ihre Tradition darstellt.

Die Gründung der „Allgemeinen Zeitung" war keine Augenblickseingebung und nicht ein Werk, dessen Ausführung dem Gedanken alsbald auf dem Fuße folgte, vielmehr das Ergebniß vieljähriger Beobachtungen, Pläne und Aussätze. Joh. Fr. Cotta, dessen Vater neben der Chr. Fr. Cottaschen Hof- und Kanzleibuchdruckerei in Stuttgart auch die J. G. Cottasche Buchhandlung in Tübingen besaß, hatte an der Universität zuerst Mathematik und Geschichte, dann Rechtswissenschaft studirt, ging nach der Promotion zur weiteren Ausbildung nach Paris und kehrte dann in die Heimath zurück, um sich in Tübingen als Hofgerichtsadvokat niederzulassen. Auf Wunsch seines Vaters mußte er, dreiundzwanzig Jahre alt, 1787 die Juristenlaufbahn aufgeben und die Tübinger Buchhandlung übernehmen, die er in kurzer Zeit zur berühmtesten und mächtigsten in Deutschland machte. Voll Muth, Selbstvertrauen und rastloser Arbeitskraft, von geläutertem Geschmack und den solidesten kaufmännischen Grundsätzen geleitet, gewann er die besten deutschen Namen seiner Zeit für seinen Verlag, dem dadurch in der Geschichte unseres Schrifthums ein dauernder Ehrenplatz gesichert ist, und erlangte auch im politischen Leben seiner schwäbischen Heimath großes Ansehen und weitreichenden Einfluß. Dieser Mann war es, der bereits zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts*) sich mit dem Gedanken trug, eine tägliche Zeitung zu begründen, deren Aufgabe sein sollte: „der im Entstehen und in der Ausbildung begriffenen öffentlichen Meinung Deutschlands und des festländischen Europa, hoch hinweg über das ganze bestehende Zeitungswesen und weit hinweg auch über den blos geschäftlichen Zweck, durch ein Blatt von selbstständigem freiem Wollen, größerem Gesichtskreis und freimüthigem, aber gediegenem und reinem Inhalt die noch sehr mangelnde Führung und in gewisser Art eine Zusammenfassung zu geben". In Paris, wo Cotta schon vor der großen Umwälzung persönliche Beziehungen angeknüpft, hatte er diesen Gedanken gefaßt, im Kreise der Georg Forster, K. Fr. Reinhard, Graf Schlabrendorf, Georg Kerner und K. E. Oelsner ihn vielfach erörtert. Von Anfang an schwebte ihm die Absicht vor, Schiller für sein Unternehmen zu gewinnen, ja er hatte dessen ganzen Plan geradezu auf die Persönlichkeit des Dichters des „Fiesco" und des „Don Carlos", des Geschichtsschreibers des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges hin ausgestaltet.

Festere Gestalt gewann Cottas Plan, als Schiller im August 1793 aus Jena nach Württemberg kam und sich in Heilbronn und Ludwigsburg aufhielt und im Frühling 1794 seinen Besuch in der Heimath wiederholte. Bei einem Ausfluge nach Tübingen scheint Schiller mit Cotta persönlich bekannt geworden zu sein; am 3. Mai 1794 trafen sie gelegentlich einer Reise Cottas zur Leipziger Messe in Stuttgart wieder zusammen; am 4. Mai machten beide jenen berühmten Spaziergang von Stuttgart über Cannstadt nach Untertürkheim, auf dem Schiller den Tübinger Verleger für den Plan zu den „Horen" gewann. Auf dem Rückwege begann Cotta dem Dichter seinen Zeitungsplan zu entwickeln, auf den Schiller, wie es scheint, mit einigen höflichen Redensarten, die aber nicht so ernst gemeint waren, wie Cotta in seinem Feuereifer annahm, einging. Denn als Cotta von Leipzig aus dem Dichter seinen Besuch in Jena behufs endgiltiger Besprechung des Zeitungsunternehmens ankündigte, wehrte Schiller brieflich ab. Das Geschäft, schrieb er, sei doch gewagt und unübersehbar, er selber kränklich, könne auch seine Professur mit ihrem obwohl unbeträchtlichen, so doch fixen Gehalt nicht gut daran wagen, überhaupt nicht so ohne weiteres von Jena wegkommen; er habe auch gar keine Neigung zur politischen Schriftstellerei. Eher noch könnte er sich zur Noth durch eine Quartalschrift mit dem politischen Fach familiarisiren, aus deren etwaigem Glück Cotta dann immer noch den weitern Entschluß wegen einer größern täglichen Zeitung fassen und die Vortheile besser berechnen würde. Cottas Antrag hatte Schiller eben in dem Augenblick getroffen, wo sich in ihm die innerliche Abkehr von der Tagespolitik vollzog; noch anderthalb Jahre vorher, wäre er Cottas Mann gewesen, damals beschäftigte er sich sogar wenigstens von fern mit dem Gedanken einer Uebersiedlung in das freie Gallien, aber inzwischen hatte ihn ein Ekel vor den Ausartungen der französischen Revolution überkommen, der ihm die Tagespolitik umso mehr verleidete, als er gerade zu dieser Zeit in den Gedankenbann der Kantischen Philosophie und Aesthetik eingetreten war. Nicht entmuthigt durch die halbe Absage Schillers, suchte Cotta ihn doch in Jena auf, und seinen Drängen gelang es, Schiller am 28. Mai zur Unterzeichnung zweier Verträge zu bestimmen: Der eine, von Schiller selbst abgefaßt und niedergeschrieben, galt der Herausgabe der „Horen", der andere, von Cotta verfaßt und geschrieben, betrifft den Verlag einer „Allgemeinen europäischen Staatenzeitung von Herrn Hofrath Schiller". Aber kaum hatte Cotta Jena verlassen, da bereute Schiller auch schon seine Zusage, einen ausführlichen Brief des Verlegers, der bereits eine Fülle von Hinweisen, Rathschlägen, Weisungen und Mittheilungen beabsichtigter Schritte betreffs des Zeitungsunternehmens enthält, beantwortet er am 4. Juni mit einem kurzen vorläufigen Brief, der eine verblümte Absage darstellt, und am 14. Juni mit einer weitläufigen Auffindigung, in deren Gründen er auf die Schwierigkeiten, sich in Jena loszumachen, das Abrathen sehr bedeutender Männer, unter denen sich Goethe befunden zu haben scheint, und auf seine erschütterte Gesundheit hinweist. Das war ein schmerzlicher Schlag für Cotta, der mit Herz und Seele an dem Zeitungsplane hing. Die ganze Vornehmheit dieses Mannes erhellt aus seiner Antwort an Schiller: ohne des von diesem unterschriebenen Vertrags über die „Staatenzeitung" Erwähnung zu thun, schrieb er ihm: „desto mehr wollen wir nun auf die Horen unsere Kräfte verwenden" und knüpfte an einige Mittheilungen über eine Badereise nach Gais im Appenzell, die er eben antreten wollte, die herzliche Bemerkung: „Könnte ich, Sie doch mitnehmen!"

Nie hat er dem Dichter es nachgetragen, daß dieser ihm bei seinem Lieblingsplane so arg im Stich gelassen hatte, auch nicht, daß er einige Monate später, als Cotta ihm die Hoffnung wenigstens auf seine Mitarbeiterschaft, wenn es einst seine Gesundheit erlauben sollte, ausgedrückt hatte, in ziemlich schroffem Tone auch dies ablehnte.

Nach Schillers endgiltiger Absage begann Cotta mit dem damals nicht viel weniger bekannten und gerühmten Schriftsteller Dr. Ernst Ludwig Posselt über die Herausgabe einer Tageszeitung zu verhandeln. Posselt, eine enthusiastische Natur, Schwärmer für die antike Staatsbürgerideee, ging eifrig auf Cottas Idee einer in Rastatt herauszugebenden „Europäischen Zeitung" ein, der eine besondere Monatsbeilage angefügt werden sollte, die nach dem Vertrag (vom 28. August 1794) unter Umständen auch als selbstständiges Blatt herausgegeben werden konnte. Auch diesmal kam es nicht zur Gründung der Zeitung, wohl aber zu der nebenher vorgesehenen Monatsschrift „Europäische Annalen", die von 1795 bis 1820 erschienen; nach ihrem ersten Herausgeber gewöhnlich „Posselts Annalen" genannt, waren sie zu ihrer Zeit eine sehr angesehene und verbreitete Revue. Cottas Unternehmungslust erlahmte nicht. Beharrlich kam er immer wieder auf seinen Zeitungsplan zurück. Am 13. Januar 1797 vereinbarte er einen neuen Vertrag mit Posselt wegen Herausgabe einer „Allgemeinen Zeitung", die vom 1. April ab in Tübingen erscheinen sollte, dann wurden noch einmal Titel und Anfangstermin geändert und am 31. Oktober 1797 erschien die erste Ankündigung einer „Neuesten Weltkunde". Unter diesem Namen hat die nachmalige „Allgemeine Zeitung" ihr Dasein am 1. Januar 1798 begonnen.

Die für unser modernes Empfinden unerträglich breitspurige Ankündigung der neuen Zeitung begegnete bei der damaligen noch nicht so abgestumpften und ungeduldigen Leserwelt lebhaftem Interesse; ihr erster allgemeiner Theil war von Posselt, der zweite, praktische, von Cotta unterschrieben. Ihre programmatischen Kernsätze waren folgende:

Daß jedem denkenden Menschen daran liegen muß, die Welt zu kennen, worinn er lebt; Daß dis Interesse, seitdem es eine Geschichte gibt, nie größer war als itzt, in der Epoche von Ereignissen, welche so außerordentlich sind, daß wir über ihren bisherigen thätigen Lauf nur staunen können, und ihre weitere Entwikelung kaum zu ahnen wagen; so weltgreifend in ihren Grundsätzen und Folgen, daß sie das ganze, jetzige und künftige, Schikksal des Menschengeschlechts umfassen; Daß die Zeitblätter, welche diese Ereignisse uns, den Zeitgenossen, erzählen, und für die Nachwelt, (für die einst jeder nur irgend charakteristische Zug, aus dieser Epoche ohne gleichen, so viel Interesse haben wird,) aufbewahren sollen, beinah alle ausser allem Verhältniß mit der Würde und Wichtigkeit ihres Gegenstands stehen — sind Wahrheiten, wovon jeder überzeugt seyn muß, der unsre jetzige Welt und unsre bisherigen Zeitungen kennt. Dis Mißverhältniß zwischen Stoff und Bearbeitung ist ein Vorwurf, der nicht nur unsre teutschen Zeitungen, sondern selbst auch die des plötzlichen Englands trift, wo die politische Schriftstellerei doch von jeher mehr als sonst irgendwo zu Hause war. Von den fränkischen, die sich fast ausschließlich um die Achse ihrer unermeßlichen innern Angelegenheiten drehen, und das Ausland kaum die und da, und immer nur in Beziehung auf sich, eines flüchtigen Blikes würdigen, ist hier obnehin die Rede nicht. Und doch erfordert es teutschen Fleis, teutsche Gerechtigkeit gegen das Ausland, teutsche Achtung für das Publikum, mit etwas brittischer Freimüthigkeit kugirt, um auf unserm Boden, der Gefahr gleichsiet von der eisernen Geisel des Despotism und von der fast noch schrekkiaern der Demogogie ist, eine Frucht gedeihen zu machen, wie das ganze übrige Europa sie nicht aufweisen kan: ein politisches Tag-Blatt, das wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Gestalt unsrer Zeit zurükstrahle; so vollständig, als ob es der ganzen Menschheit angehörte, so untergeordnet den grosen Grundsäzen der Moral und bürgerlichen Ordnung, als ob es ganz auf das Bedürfniß einer Welt voll Gährungsstoff berechnet wäre; so edel in Sprache und so unparteyisch in Darstellung, als ob es auf die Nachwelt fortdauern sollte.

Posselt war ein Anbeter der französischen Revolution, Cotta hegte zum mindesten lebhafte Sympathien für die Franzosen, und so war die „Neueste Weltkunde" ganz auf diesen Grundton gestimmt, der schon in dem zwei Nummern füllenden Einleitungsartikel Posselts energisch angeschlagen wurde. Das Blatt wurde in Tübingen von vier Setzern hergestellt, die jeder einen Gulden Taglohn erhielten. Der postalische Vertrieb der Zeitung erfolgte, da Tübingen nur drei Postlage in der Woche hatte, durch die Postämter in Stuttgart und Cannstatt, denen Cotta die Nummern täglich durch besondere Staffetten zuliefern ließ, was die Kosten natürlich sehr vertheuerte; die Staffetten allein kosteten 1800 Gulden im Jahr, von dem Jahresbezugspreis der Zeitung von 18 Gulden fiel ein Drittel der Post zu. Der Chefredakteur — wie er damals genannt wurde: der Verfasser — Posselt und sein nach wenigen Wochen hinzutretender Mitarbeiter Huber bezogen Gehälter von 2200 und 2000 Gulden, die Korrespondenten kosteten 5500 Gulden, die Zahl der Abnehmer, anfangs 1400, stieg innerhalb sieben Monate auf 2000.

Am Septembertage 1797 sandte Cotta die erste Nummer der „Neuesten Weltkunde" an Schiller und Goethe. Schiller, auf den er im Stillen immer noch rechnete, knüpfte an seinen Dank einige Winke für Posselt, dem er größere Kürze und geschicktere Einstreuung bedeutender Stellen aus politischen, historischen, philosophischen, selbst poetischen Werken des Alterthums und der neueren Zeit in seine Artikel empfahl, die dadurch eine wünschenswerthe Würze erhalten würden. Gleich Schiller war auch Goethe mit Posselts Manier unzufrieden, und ebenso wie diese Beiden urtheilten Viele unter den Gebildeten über das neue Blatt, dessen langathmige Artikel ermüdeten und dessen politische Auffassungen Widerspruch wachriefen. Immerhin erwarb sich die „Neueste Weltkunde" die schon nach einigen Nummern in ein ruhigeres Fahrwasser einlenkte, alsbald die Anerkennung, ein Organ der Gebildeten zu sein.

Gerade ein halbes Hundert Nummern waren erschienen, als dem Blatte, das von Herzog Friedrich II. von der Zensur befreit worden war, die ersten politischen Schwierigkeiten erwuchsen. Eine, wie sich nachher herausstellte, durchaus richtige Nachricht über Oesterreichs Zustimmung zu linksrheinischen Abtretungen an Frankreich führte zu einer scharfen Verwahrung des österreichischen Gesandten in Stuttgart; kurz darauf kam eine russische Beschwerde über einen gegen Rußland gerichteten, Frankreich als Vertreter eines verjüngten Europa feiernden Artikel. Diesmal hatte es bei einer scharfen Verwarnung der „Neuesten Weltkunde" durch die herzogliche Regierung ihr Bewenden, aber in Wien gab man sich nicht zufrieden. Ende August ging der württembergischen Regierung eine Mittheilung des kaiserlichen Reichshofraths zu, daß Kaiserliche Majestät die „Neueste Weltkunde" zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, welche durch dergleichen verführerische Schriften gefährdet würden, zu unterdrücken nöthig fänden, womit der Auftrag an den Herzog von Württemberg verbunden war, „den Druck ersagter Zeitung ungesäumt zu untersagen". Gleichzeitig wurde dafür gesorgt, den Vertrieb des Blattes durch die Thurn und Taxisische Reichspost unmöglich zu machen. Cotta hatte von der Maßregel rechtzeitig Nachricht erhalten und kam ihrer Ausführung dadurch zuvor, daß er Posselt der Redaktion enthob, die Zeitung aber unter dem ihr ursprünglich zugedachten Titel „Allgemeine Zeitung" am 9. September nach Stuttgart verlegte, wo Huber sie leitete; nur die Beilagen wurden auch weiterhin in Tübingen gedruckt.

Jetzt begann sich Goethe für das Unternehmen zu erwärmen; seine ersten Beiträge, Mittheilungen vom weimarischen Theater und die Anzeige von Schillers „Wallenstein", erschienen am 12. und 15. Oktober; sortan folgte zu Cottas Freude eine Einsendung nach der andern — der letzte Beitrag Goethes findet sich in der Nummer vom 9. Januar 1832, Beilage: „Weimar, am Ende des Jahres 1831." Goethe war es auch, der den bei der Weimarer Aufführung gesprochenen Prolog zum „Wallenstein" direkt an Huber übermittelte. Schiller stannte über Goethes eifrige Mitarbeiterschaft. „Goethes Antheil an der „Allgemeinen Zeitung", schrieb er am 28. Oktober an Cotta, „muß Sie sehr erfreuen; diese Ehre ist noch keiner Zeitung von ihm widerfahren." Als aber Cotta mit dem Ansdruck der Hoffnung antwortete, auch Schiller werde das Institut — so nannte er das Zeitungsunternehmen stets — noch beehren, bezüglich sich dieser mit einer Ankündigung des „Wallenstein", die er in Cottas Namen abfaßte, versprach aber endlich am 16. Dezember auch Beiträge zu liefern. Nachweislich hat er einen einzigen Beitrag eingesandt, eine am 22. September 1803 auf besonderem Blatt abgedruckte Mittheilung folgenden Wortlauts:

Weimar vom 4. September 1803. In höchster Anwesenheit Ihrer Königlichen Majestäten von Schweden zu Weimar ist der Wallenstein aufgeführt und der Vorsatz dieses Stückes und der Geschichte des dreißigjährigen Krieges von der Königs Majestät mit einem lebstaren Beifallrauschen bezeichnet worden.

Die Antheilnahme Schillers an der „Allg. Ztg." war, wie aus seinem Briefwechsel mit Cotta hervorgeht, mehr kritischer als schaffender Natur, doch darf das Blatt auch sie dem Schatz seiner stolzesten Erinnerungen zurechnen.

Auch in Stuttgart war für die „Allg. Ztg." kein dauerndes Bleiben. Schon Ende 1799 begannen allerhand Verdrießlichkeiten mit der Regierung, die zum Theil in redaktionellen „Vergehen", zum Theil in Cottas politischem Wirken ihren Grund hatten. Am 10. Dezember 1799 wurde die Zeitung für acht Tage verboten, am 13. Oktober 1803 wurde sie durch raschen Kabinettsbefehl gänzlich verboten, „aus Gründen", wie es in einem amtlichen Schriftstück hieß, wahrscheinlich wegen Mittheilung der Rede eines Pariser hohen Beamten an die Ehrenlegionäre, worin er die Ehrenlegion in rühmlichen Gegensatz stellte zu „jenen Orden, die ersonnen worden sind, um der Eitelkeit zu schmeicheln und dem Unwerth zu geben". Allein schon war die „Allg. Ztg." eine Macht geworden, die in den Verschwingen der deutschen Partikularregierungen eine Rolle spielte — aus Baden und aus Bayern erhielt Cotta „die schönsten Anträge", wie er an Schiller schrieb, „ohne daß ich einen Schritt that, das preußische Ministerium in Ansbach, einige Glieder des Reichshofraths, zwei kleinere Fürsten und ein Parlikulier buhlen eigentlich um dieses Institut". Cotta entschied sich für das bayerische Anerbieten und übersiedelte seine Zeitung nach Ulm, wo am 17. November 1803 die Ausgabe des Blattes wieder beginnen konnte, und als sechs Jahre später Ulm württembergisch wurde, nach Augsburg, das damals für den Nachrichtendienst aus ganz Europa so zentral und günstig lag, wie keine andere Stadt Europas. Vom 1. September 1810 an erschien dort die „Allg. Ztg.", zuerst unter Karl Joseph Stegmanns, dann unter Gustav Kolbs Leitung, an deren Namen sich die Erinnerung an die Glanzzeit des Blattes knüpft.

Es würde Absicht und Maß dieses Artikels überschreiten, auf die ferneren Schicksale der 1882 nach München verlegten „Allg. Ztg." seit ihrem Wegzuge aus ihrer schwäbischen Urheimat näher einzugehen. Wer sich dafür interessirt, sei auf Heycks Festschrift verwiesen, die allerdings trotz ihrem stattlichen Umfang insofern ein Torso ist, als sie die Zeit nach 1859 nur ganz obenhin behandelt und der Bedeutung der wissenschaftlichen Beilage zur „Allg. Ztg.", die im deutschen Geistesleben so lange Jahrzehnte eine hervorragende Stellung eingenommen hat, gar nicht gerecht wird.

*) Die folgende Darstellung beruht auf der soeben erschienenen Festschrift „Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse", von Prof. Dr. Ed. Heyck. München, Verlag der Allgemeinen Zeitung, 1898.

Schon am folgenden Tage begann man die Wirkung der Hetze im Konvent zu verspüren. Die Reaktion gegen den Vernunftkultus setzte ein. Als bei Hofe wie an den vorherbestehenden Tagen die Verlesung der Namen einer großen Anzahl von Priestern, die ihre Würde unter nicht oder weniger typischen Begründungen abgelegt hatten, aber bis ergeben blieben, erfolgte ein Mitglied des Konvents, daß solche Erklärungen nicht mehr dem Parlament, sondern in Zukunft einem der Ausschüsse zu machen seien. Er wurde angenommen. Dadurch wurden diese antichristlichen Kundgebungen entpolitisiert und dem Schoße der Nationalversammlung entrissen. In derselben Sitzung beschäftigte man sich mit der Frage, wie hoch sich die Pensionen für die Priester belaufen dürfe, die bis dahin abgelegt hatten. Man bewilligte den Betreffenden nur die möglichsten Mittel, 800 Francs denen unter 50, 1000 denen unter 70 Jahren. Auch suchte der Konvent nicht daran, die Zivilkonstitution des Klerus für jetzt abzuschaffen; er ließ die Sachen in dem Zustande, worin sie waren, und wartete ab.

Wenige Tage später erschien Danton in der Nationalversammlung und erklärte sich mit aller Schärfe gegen die Bestrafung der Priester, die ihren Glauben abgeschworen hatten.

„Ich beantrage, daß fernerhin im Schoße des Konventes keine unsittlichen Maskeraden stattfinden, daß die Individuen, die ihre Kutten auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen wollen, nicht mehr daraus einen Akt oder eine Trophäe machen."

Schließlich schlug er vor, dem höchsten Wesen ein Fest zu weihen: „Das ganze Volk", rief er aus, „muß die Großthaten unserer Revolution feierlich begehen und sich zu diesem Zweck in einem ungeheuren Tempel vereinigen; ich beantrage daher, daß die ausgezeichnetsten Künstler zu Wettbewerb treten, um die Errichtung eines solchen Gebäudes zu fördern, wo an einem bestimmten Tage Nationalspiele gefeiert werden sollen. Hat Griechenland seine olympischen Spiele gehabt, so wird Frankreich seine Sansculottentage feierlich begehen. Das Volk wird Feste haben, in denen es dem höchsten Wesen, dem Herrn der Natur, Weihrauch streuen wird: denn wir wollen den Aberglauben nicht ausrotten, um den Unglauben einzuführen."

Vor dem Bündnis zwischen Robespierre und Danton wich die Kommune zurück. Chaumette leistete einen vollständigen Widerruf, der aber nicht aufrichtig gemeint war, wie der Vorstoß zeigte, den die Hebertisten bald darauf gegen den Wohlfahrtsausschuß richteten. Doch ihr Versuch, sich die Revolutionsausschüsse zu unterwerfen, scheiterte an dem rechtzeitigen Widerspruch des Konventes. Robespierre drang nun siegreich weiter vor. Im Konvent setzte er einen Beschluß durch, der die kirchenfeindliche Politik des Stadthauses verdammte, dagegen dem Katholizismus Schutz gewährte. In einer Kundgebung gegen die europäischen Monarchen verkündete die Nationalversammlung den Völkern durch Robespierres Mund: „Eure Herren sagen euch, das französische Volk habe alle Religionen verbannt und die Verehrung einiger Menschen an die Stelle der Gottheit gesetzt. Sie malen uns euch als ein götzendienerisches oder unsinniges Volk. Sie lügen. Das französische Volk und seine Vertreter achten die Freiheit aller Kulte und verdammen keinen; sie verdammen die Ausschweifungen der Afterphilosophie (d. h. den Vernunftkult Heberts) ebenso wie die Thorheiten des Aberglaubens und die Verbrechen des Fanatismus." Und wenige Tage darauf wurde ein ausdrückliches Dekret zum Schutze der religiösen Freiheit, d. h. des Katholizismus, erlassen. In der folgenden Zeit verbot der Konvent sogar die Aufführung von Theaterstücken, die eine antichristliche Tendenz hätten. So wurden eine Oper, die das Fest der Vernunft behandelte, und ein Drama, in dem der Papst verhöhnt wurde, unterdrückt. Man sieht, der Konvent gedachte die Entweihung des Katholizismus durch die Bühne nicht zu dulden.

Mit dem sachlichen Erfolg nicht zufrieden, trachtete Robespierre danach, seine Gegner aus dem Wege zu räumen. Gleich bei seinem ersten Auftreten gegen die Hebertisten am 21. November hatte er an die Jakobiner die Aufforderung gerichtet, ihren Klub von den religionsfeindlichen Elementen zu reinigen. Und die Gesellschaft, die sich jetzt wie ihr Meister zum Schutzherrn des Katholizismus aufwarf, stieß die Führer der atheistischen Bewegung unbarmherzig aus. Es half Hebert nichts, als er, der Gottlosigkeit beschuldigt, feig beteuerte: „Man zeiht mich des Atheismus, eine Anklage, der ich entschieden widerspreche; ich erkläre dagegen, daß ich den Landbewohnern die Lektüre des Evangeliums fortwährend empfohlen habe. Denn um ein vollkommener Jakobiner zu sein, muß man alle Grundsätze dieser vortrefflichen Sittenlehre befolgen; Christus selbst scheint mir der Gründer der populären Gesellschaften zu sein." Solche Redensarten retteten Hebert nicht, ebenso wenig wie Anacharsis Cloots, einen eingewanderten preußischen Baron, der beim Verhör auf die Frage nach seiner Herkunft antwortete: „Ich bin aus Preußen, einer zukünftigen Provinz der französischen Republik." Hebert mußte mit seinen Genossen einige Wochen nach seinem Ausschluß aus dem Jakobinerklub das Schaffot besteigen. In der Anklageakte wurde gegen sie der Vorwurf erhoben, sie hätten sich verschworen, „jeden Gedanken an die Gottheit auszulöschen und die französische Regierung auf die Gottesleugnung zu begründen". Und der Präsident des Gerichts gab als gefügiges Sprachrohr der reaktionären Richtung Robespierres den Delinquenten gegenüber die Erklärung ab, daß niemand das Recht habe, in religiöser Beziehung Neuerungen einzuführen, bevor die Regierung ihre Ansicht darüber ausgedrückt habe. Auch Danton, der den Schreckensmännern beim Kampfe wider das Stadthaus seinen Beistand geliehen hatte, fiel der Guillotine zum Opfer. Er wurde Robespierre durch seine Mahnungen zur Milde, zum Aufhören mit dem Schrecken so unbequem, daß dieser eine günstige Gelegenheit ergriff, wo er sich auch dieses lästigen Nebenbuhlers entledigen konnte.

Gleich nach dem Sturze Dantons ließ Robespierre die bevorstehende feierliche Prozessionen der Verehrung des höchsten Wesens dem Konvent durch Couthon ankündigen. Er stand auf dem Gipfel der Macht und wünschte, seinen Triumph zu genießen. Nach dem siegreichen Vordringen der französischen Heere, der Zurückeroberung der Weißenburger Linien und dem Entsatz Landaus hatte der Wohlfahrtsausschuß und dessen Haupt eine diktatorische Gewalt erhalten. Erst jetzt, am 18. Floreal, wagte Robespierre im Konvent den Antrag zu stellen, das französische Volk solle durch förmlichen Beschluß das Dasein des höchsten Wesens, und die Unsterblichkeit der Seele anerkennen. Seine Forderung begründete Robespierre in einer meisterhaften Rede, wo er sich sowohl gegen den Fanatismus der Priester als gegen die Gottesleugner von Helvetius bis auf Hebert wandte und diesen Verzerrungen den gereinigten Kultus der wahren Gläubigen, der Deisten im Sinne Rousseaus, gegenüberstellte. Die Religion, die sich auf den Glauben an das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele beschränke solle der nationale Gottesdienst in Zukunft sein. Seine Ausführungen wurden mit ungewöhnlicher Begeisterung aufgenommen und ganz bejubelt gerade. Am denselben Abend erlebte er im Jakobinerklub einen neuen Triumph, und zwar war es ein alter Bekannter, der ihm dort die Ruhmespalme überreichte. Sequinto hatte sich noch vor wenigen Wochen zum Materialismus bekannt. „Nein, Bürger", hatte er ausgerufen, „es giebt kein zukünftiges Leben, nein; niemals wird von uns etwas anderes übrig bleiben als die verstreuten Moleküle, aus denen wir bestanden, und die Erinnerung an unser verflossenes Leben." Jetzt begeisterte sich derselbe Sequinto für Robespierres Deismus. „Die Republik" schmeichelte er, „hat Tage glänzender Triumphe gesehen, aber der heutige ist ohne Zweifel einer der schönsten und erhabensten."

Der Wohlfahrtsausschuß verordnete nun, daß an den Gebäuden, die bisher dem Kultus der Hebertisten gedient hatten, die Inschrift: „Tempel der Vernunft" entfernt und dafür der erste Artikel des Dekretes vom 18. Floreal an den Giebel gesetzt wurde: Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an.

Auch die Kommune trat in einer feierlichen Adresse dem Beschlusse des Konvents bei. Sie wandte sich mit aller Schärfe gegen ihre Vorgänger, die vor einem halben Jahr die Religion hatten abschaffen wollen. Sie hätten sich, hieß es jetzt, verschworen, die Freiheit durch den Atheismus zu vernichten und die Sittlichkeit zum Verderben der Republik zu zerstören. „Der Gedanke an Gott war für sie ein schrecklicher Vorwurf; darum arbeiteten sie darauf hin, eine Religion ohne Gott zu schaffen. Sie machten sich zu Priestern und errichteten der Vernunft Tempel, weil sie diese zur Helfershelferin ihrer Ausschweifungen und Attentate wieder die Gottheit machen wollten."

Erst fünf Wochen nach der Ankündigung, am 20. Prairial (8. Juni) 1794 fand das Fest statt, das dem höchsten Wesen zu Ehren gefeiert werden sollte. Robespierre ließ also einen Monat zur gehörigen Vorbereitung der Zeremonie verstreichen, während die Anstifter des Vernunftkultus nur den kurzen Zeitraum von drei Tagen zwischen die Anzeige und die Feier ihrer neuen Religion gelegt hatten. Der Führer des Montagnards zeigte kluge Vorsicht; er wollte der öffentlichen Meinung die Zeit gönnen, sich zu sammeln und mit dem Gedanken an den neuen Kult vertraut zu machen. Dabei war er so glücklich, daß gerade in diesem Monat zwei Attentate auf ihn und ein anderes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gemacht wurden und wie durch himmlische Huld scheiterten. Auch versäumte er nicht, sich vor dem Konvent als Märtyrer aufzuspielen und „dem ewigen Schöpfer der Dinge" für seine Rettung öffentlich zu danken. „Freuen wir uns", sagte er, „und statten wir dem Himmel unsern Dank ab, da wir uns um das Vaterland verdient genug gemacht haben, um der Dolche der Tyrannei für würdig erachtet zu werden."

Nach den Schilderungen von zahlreichen Augenzeugen scheint das Fest des höchsten Wesens, das doch die Schreckensherrschaft im Zenith ihrer blutigen Bahn zeigte, den malerischen Charakter einer unschuldigen Frühlingsfeier getragen zu haben. Paris strahlte im fremdlichsten Sonnenschein; alle Gebäude ohne Ausnahme, die stattlichen wie die ärmlichen, prangten in buntem Festschmuck von Blumen, Baumzweigen und dreifarbigen Fahnen. Nach dem Festplan, den der berühmte Maler David entworfen hatte, trugen die Frauen als Symbol der Anmuth Rosensträuße, die Jungfrauen Blumenkörbchen als Sinnbild der Jugend, die Männer und Jünglinge Eichenzweige als Wahrzeichen der Stärke und der Freiheit. Auf dem Marsfelde versammelte sich die festlich gekleidete Menge. Endlich sind alle Bezirke vereinigt und blicken erwartungsvoll nach dem Aufbau, auf dem der Konvent Platz nehmen soll. Ein Zeitgenosse hat uns erzählt, was der Held des Tages, Robespierre, während dieser wenigen Augenblicke des Wartens machte. „Die Freude", berichtet er, „leuchtete zum ersten Male auf seinem Gesicht. Er hatte noch nicht gefrühstückt. Das Herz erfüllt von den Gefühlen, die der herrliche Tag eingab, fordere ich ihn auf, zu meiner Wohnung emporzusteigen; er folgt ohne Zaudern und erstaunt über die ungeheuren Menschenmassen, die den Zuliereigarten bedecken: Hoffnung und Freude strahlten auf allen Gesichtern. Besonders die Frauen verschönern das Ganze durch ihren geschmackvollen Putz. Man ward dessen inne, daß man das Fest des Schöpfers der Natur beging. Robespierre aß wenig. Seine Blicke wandten sich oft auf dieses prächtige Schauspiel. Man sah, wie er sich in den Tumult der Begeisterung versenkte: „Das ist der anziehendste Theil der Menschheit. O, Natur, wie erhaben und entzückend ist deine Macht! Wie müssen die Tyrannen bei dem Gedanken an dieses Fest erbleichen!" Das war seine ganze Unterhaltung."

Um Mittag erschien der Konvent auf der Estrade, Robespierre an der Spitze; man hatte ihn, um ihm bei diesem Fest die erste Rolle zu überlassen, vor einigen Tagen zum Präsidenten der Nationalversammlung erwählt. In der Hand hielt er, wie alle seine Genossen, einen aus Korn, Blumen und Früchten bestehenden Strauß; bekleidet war er mit einem kornblumenblauen Rock und Nankinghosen. Er bestieg die Tribüne, um eine beredte Ansprache zu halten, die mit den charakteristischen Phrasen anhub: „Endlich ist er angebrochen, der für immer gesegnete Tag, den das französische Volk dem höchsten Wesen weiht. Niemals bot die von ihm erschaffene Welt ein seiner Blicke so würdiges Schauspiel. Sonst sah es auf Erden Tyrannei, Verbrechen, Lug und Trug regieren; in diesem Augenblick aber steht es ein ganzes Volk, das mit allen Unterdrückern des Menschengeschlechts im Kampf begriffen ist, den Lauf seiner heroischen Thaten unterbrechen, um seine Gedanken und Gebote zu dem großen Wesen zu erheben, das ihm den Ruf, sie zu unternehmen, und die Kraft, sie auszuführen, ertheilte."

Man sieht wohl aus dieser Probe, daß Robespierres Redner gabe der Größe des Augenblicks gewachsen war; ebenso wirkungsvoll waren seine Schlußworte: „Der Schöpfer der Natur hat alle Sterblichen mit einer Kette von Liebe und Glückseligkeit umschlungen. Mögen die Tyrannen untergehen, die sie zu zerspreugen wagten. Republikaner Frankreichs, an euch ist es, die Erde, die sie befleckten, zu reinigen und die Gerechtigkeit, die sie von dort verbannt haben, zurückzurufen. Freiheit und Tugend sind in schönem Bund aus dem Schoße der Gottheit hervorgegangen; die eine kann nicht ohne die andere unter den Menschen bestehen. Edles Volk, willst du über alle deine Feinde triumphiren? Gut, so übe Gerechtigkeit und widme der Gottheit die einzige ihrer würdige Verehrung!"

Nach der Rede sang der Opernchor eine weihevolle Hymne: „Vater des Alls, höchste Vernunft!" Dann ergriff Robespierre eine Fackel und zündete die Bildsäule des Atheismus an. Die Bildsäule trug die Inschrift: „Letzte Hoffnung des Auslandes!" Sie wies also ausdrücklich auf den Gedanken hin, dem die ganze Zeremonie das Leben verdankte; sie sollte vor allem ein nationales Vertheidigungsmittel sein und dem von hundertem Europa ein Hauptargument seiner Feindseligkeit, den vorgeblichen Atheismus der französischen Revolution, rauben. Selbst in der Musik war der charakteristische Grundzug der Bewegung ausgedrückt. Hell alle Hymnen, die dem höchsten Wesen geweihet wurden, waren nach der Melodie der Nationalhymne, der Marseillaise, d. h. des Schlachtgesanges der Revolution, zu singen. Und wie bald gerieth der Kultus des höchsten Wesens in Vergessenheit, als durch den Sieg bei Fleurus die dringendste Gefahr vom Frankreich abgekehrt war! So wird man sagen müssen: Die Verehrung des höchsten Wesens war wie der Kultus der Vernunft nur eine eigenthümliche, schnell vergängliche Form, in die sich der durch den bedrohlichen Einfall der feindlichen Heere gesteigerte Patriotismus der Franzosen hüllte; sie hatte nichts mit einer ernsten religiösen Bewegung wie der Reformation gemein. Lag dem Vernunftkultus eine religionsfeindliche Stimmung der Bevölkerung zu Grunde, so war der Kultus des höchsten Wesens viel mehr antichristlicher als antikatholischer Tendenz. Bei seiner Verkündigung war die Masse der Katholiken erfreut; sie athmete erleichtert auf und gab sich der Hoffnung hin, daß auch die Radikalen in naher Zeit wieder in den Schoß der Kirche zurückkehren möchten. Schützte doch der Wohlfahrtsausschuß schon mittelbar den Katholizismus, als er mit allem Eifer für die religiöse Freiheit eintrat. Und nicht nur in kirchlicher, sondern auch in politischer Beziehung wird man das Fest des höchsten Wesens als ein Anzeichen der Umkehr auf der Bahn ansehen, die die Revolution seit 1789 durchmessen hatte. Merkwürdig ist es dabei, daß das Signal zur Reaktion, zur Mäßigung der revolutionären Leidenschaft der Mann gab, den man als die Verkörperung zügelloser Demagogie zu betrachten pflegt.

Stefan George.

Ein Dichter und eine Gemeinde.

Von Marie v. Bunsen.

Nur ein enger Kreis verehrt ihn. Vielen gewissenhaften Kennern der neudeutschen Literatur ist selbst der Name Stefan George noch vollständig fremd. Vor einigen Jahren schickten mir Bekannte das Organ der allerjüngsten belgischen Kunstrichtung. Einen Aufsatz hatten sie mit Fragezeichen versehen. Er pries den „endlich erstandenen" Dichter der Deutschen, Stefan George. Er pries ihn mit so überschwänglicher Begeisterung, daß es, entschuldbarerweise, humoristisch wirkte. Aber ich merkte mir den Namen. Im vorigen Jahre hörte ich Künstler von ihm sprechen, dann wieder, und zwar als von einer Vereicherung und Verklärung ihres Daseins. Ich ließ mir nun erzählen, daß seine Gedichte in den „Blättern für die Kunst" erscheinen, der kleinen Zeitschrift eines „auserforderten" Leserkreises. Vier kleine Heftchen habe er außerdem herausgegeben, es sei aber schwer, fast unmöglich, ihrer habhaft zu werden. Nach vielen Bemühungen gelang es mir, ein letztes Exemplar der „Hirtengedichte" zu erlangen, die andern wurden mir als besondere Vergünstigung auf kurze Zeit anvertraut.

Seitdem erscheint mir Stefan George als der bedeutendste, sympathischste Lyriker unserer Tage; weniger kraftvoll und eigenartig als Liliencron, aber vornehmer, höher — hervorragender als Falke, Hartleben, Dehmel, Bierbaum, Busse und die andern, wie viel diese auch zur belebenden Verfeinerung unserer Lyrik beigetragen haben, wie viel wir ihnen auch danken.

Seine Gedichte sind überaus klangvoll, überaus farbig. Sie entführen zu lauen Lüften, zu schönen Menschen in buntgewirkten Gewändern, zu Blumen und Meeresgestaden. Eigene Erlebnisse schimmern hindurch; innige, bewundernde Freundschaft, ernstes Streben, zartes, meist trauriges Liebesglück. Aber nur gedämpfte, verschleierte Töne, kein unmittelbarer Laut des Herzens, kein fortreißend leidenschaftlicher Ton. Immer bleibt er edel. Niemals stören rohe Worte der Gefühle, wie sie oft bei den „Neuesten", nicht ganz ohne Begründung, vorausgesetzt werden. Stimmungen aus vergangenen Zeiten, fernen Ländern werden wach. So ertönt es im „Algabel" schwül aus dem „sonnenschlaffen" Osten, aus der römischen Niedergangspracht.

Da auf dem seidenen Lager
Neidisch der Schlummer mich mied,
So bringt keine Wunderinger,
So will ich kein lullendes Lied
Der Mädchen attischer Lande,
Was mir vor Monden gefiel.
Nun schlingt mich in eure Bande,
Flötenspieler vom Nil.

Ich lag in Rethergezelten,
Ich aß vom himmlischen Brod.
Ihr sanget die Flucht aus den Welten
Ihr sanget vom glutreichen Tod.
Hervor die brennenden Lider
Endlicher Schlummer beschel,
Entrückt und tödtet mich wieder,
Flötenspieler vom Nil.

Oder näher liegende Erinnerungen (Pilgerfahrten):

Wenn aus der Gondel sie zur Treppe stieg,
So ließ sie lässig die Gewande wallen
Und wie nach großlend anerkanntem Sieg
Des greisen Edlen Stütze sich gefallen.

Kein sanfter Ton verfing in ihrem Ohr.
Bei Festen saß sie eitig in den Sälen,
Nur an den Decken brauner Engel Chor
Verstand es, ihr von Freuden zu erzählen.

In schwerem Sammet hat sie sich gedanschat
Den ersten Hund aus unerhörten Frachten
Und an dem reichen Oele sich berauscht,
Das neulings ihm die Indenschiffe brachten.

Nun hat sie in verhangenem Gemach
Zu einem ruhmeslosen Fant gesprochen.
Verwelke nun auf Markte meine Schmach.
Ich liege vor dir niedrig und gebrochen.

Weniger gelungen sind ritterlich minnige und Rococo-Bilder. Sie liegen ihm nicht günstig. Seine Gedichte sind auch keineswegs immer ganz einwandfrei. Viele seiner Leser verletzt die stark angespannte Alliteration, noch mehr der dunkle Sinn. Mich verletzen unverzeihlichere Nachlässigkeiten, wie die Reime „parfümen — rühmen", „davon — Ton", oder falsch angeschaute Bilder, wie „pückerfarbenes Abendleuchten", das „weiche Grau des Buchses", oder vergewaltigte Rhythmen. Solche Flecken sind selten. Wer aber eine vollendete Beherrschung der Form, der Farbe, des Klanges erstrebt und so oft erreicht, kann sie vermeiden.

Am liebsten sind mir die hellenischen Lieder der „Hirtengedichte". In jedem Jahrhundert, in jeder Generation haben sich Dichter in bewundernder Nachempfindung jener „ewigen

Schönheit" genannt. Wie mannigfach spiegelte sie sich wider; bald farbig-phantastisch und jugendlich keck, bald mit opernhaftem Pathos, bald rein und farblos wie Eis, Stefan George giebt nur wenige Stimmungen aus der überreichen Welt, aber sie sind vom intimsten, malerischsten Reiz. Mit Ausnahme von Keats Hyperion und Lamia wüßte ich keine „griechischen" Gedichte, die unser modernes Gefühl so unmittelbar trösten. Ich bringe eines von ihnen:

Der Saitenspieler.

Wie er, das kraus Haupt mit weißem Ringe,
Die schmalen Schultern mit dem reichen Kleide
Geschmückt, hervortritt und die Laute schlug,
Zuerst erzitternd in der Scheu der Jugend;
Dorob erwärmen sich auch strenge Greise.
Wie er auf Wangen banges Roth entzündet,
Wie dem vor ungewohntem Gruß Geneigten
Von manchem Busen köstliches Gedäng
Und Spangen niederfielen: daß gedenkt man,
Soweit des heiligen Bannes Frucht gedeiht.
Die Mädchen sprechen eifrig unter sich,
Verschwiegen duldend schwärmey alle Knaben
Vom Helden ihrer wachen Sternennächte.

Dann aus dem „Geheimopfer":

Wenn edelster Schmelz
Der Jugend uns schmückt,
Dann schmiedet uns fest
An Säulen von Erz
Der Seher und hebt
Den Schleier vom Gott.
Wir beben und schaun
In sprühender Kraft,
In glühendem Rausch
Und sterben im ewigen Sehnen.

Hier das Bild der jungen Dichterin „Erigna":

Sie sagen, daß bei meinem Sang die Blätter
Und die Gestirne beben vor Entzücken,
Daß die bebenden Wellen lauschend säumen
Ja daß sich Menschen trösten und verjähnen,
Erinna weiß es nicht, sie fühlt es nicht.
Sie steht allein am Meere stumm und denkt
So war Erinna beim Rosenkummerin
So kam Erinna geschmückt vom Mahle.
Wie mag er sein bei meinem neuen Liede,
Wie ist Erinna vorm Blick der Liebe?

Sein letztes Heft, das „Jahr der Seele", bringt persönlichere Accente. Mir scheint dies ein Fortschritt. Wer reifer geworden ist, wer, nach Goethe, sich bestrebte den Gehalt der eigenen Persönlichkeit zu steigern, der darf aus seinem Seelenschatz nehmen, nicht blos nach der Außenwelt greifen. Diese Gedichte sind ernster — gegen das Wort gedankenvoll wird die Schule sich wehren, sie will „starken Urduft ohne Denkerstörung". Sie sind deutscher, sie athmen heimathlich nordische Luft, den herben Duft der angestammten Scholle. So eines aus der Folge „Wallen im Schnee":

Mir ist, als ob ein Blick im Dunkel glimme,
So bebend wählteit du mich zum Begleite,
Daß ich die schwere Wanderung beuebeite,
So rührte mich dein Schritt und deine Stimme.
Du wiesest mir die Pracht der stillen Erde
In ihrem Silberlaub und kühlen Strahle,
Die frei der lauten Freude und Beschwerde.
Wir nannten sie die einsam kenlsche Fahle.
Und wir bekannten ihren rauhen Mächten,
Daß in den reinen Lüften Töne hasten,
Daß sich die Himmel füllten mit Gestalten
So herrlich, wie in keinen Maiennächten.

Diese Töne fehlten in den ersten Liederreihen, die auch von Franzosen, Italienern, Spaniern, hätten herrühren können.

Die neue französisch-belgische Lyrik mit ihrer Swinburneschen Färbung hat ihn vor allen breinflußt, ich wüßte aber kein ausgesprochenes Vorbild zu nennen. Mich wenigstens erinnert er nur in allgemeinen Umrissen an Baudelaire und Verlaine, wie an den würzlich mit Recht viel beachteten Verhaeren, weniger an Mackerlinck, Stéphane Mallarmé, Regnier, Moréas oder an den großen Meister der glühendsten Sprache Gabrielle d'Ammuzio. Daraus geht auch hervor, daß er sich in keinem auffallenden Gegensatz zu Falke, Dehmel und anderen deutschen Lyrikern befindet. Es sind subtile Unterscheidungen, wie fühlbar sie auch wirken. Mit kleinen, in Deutschland, Paris und Brüssel verstreuten Kreisen steht er in nahem Verkehr, es sind enge Gruppen von fest an einander glaubenden, hypersensitiven Menschen; „Auserwählte", die für „Eingeweihte" malen und dichten. Sonst lebt er, der Sohn eines wohlhabenden Großweinhändlers, in seiner Heimathstadt Bingen am Rhein. Er bildet den Mittelpunkt der Gemeinde jener „Blätter für die Kunst", hat wohl vor allem durch seine Persönlichkeit einen werthvollen Einfluß. Von den ihn umgebenden Dichtern Hoffmannsthal, Wolfskehl, Dauthendey, Ernst Hardt und Anderen, scheint Hoffmannsthal der Begabteste zu sein.

Ein verhülltes, unsichtbares Dasein; gewiß nicht unschön. Aber die größten Dichter haben den freisten Luftzug, die rückhaltloseste Berührung mit Andersdenkenden nicht gescheut. Sie brauchten ihn nicht zu scheuen. So heften sich zaghafte, kleinliche Sonderbarkeiten an das Aeußere seiner Schriften, und wieder sagt man sich, daß die Großen nichts darin suchten, auf diese Weise „künstlerisch vornehm" zu wirken. Das letzte Heftchen ist mit besonderer Liebe ausgestattet worden. Ein geschmackvoller, grauer, wie Sammt sich anfühlender weicher Umschlag, gutgeformte, rothe Lettern, ein Holzschnitt eines bekannten Berliner Symbolisten, der all denen, die nicht seit frühester Kindheit die weit besseren archaistischen Holzschnitte der Präraphaeliten kennen, wahrscheinlich recht zusagen dürfte. Innen das beste Büttenpapier, prachtvoll deutlicher Druck. Dann aber, leider, die Schnitten der kleingeschriebenen Hauptwörter, der fast ausgeliebenen Interpunktion, zu der dieses Mal noch das Fehlen der Seitenzahlen hinzukommt! Daß bei unserer üblichen, traurig nüchternen Buchausstattung eine feinere Wirkung erstrebt wurde, ist ja dankbar zu begrüßen, der künstlerische Werth dieses Versuchs scheint mir aber recht bedingt. Das Heft sieht auf dem altmodischen und überwundenen Standpunkt unserer kunstgewerblichen Leistungen der achtziger Jahre. Damals kopirte man gewissenhaft mittelalterliche Prachtstücke aus den Museen. Sie waren überaus schön, aber für unsere Bedürfnisse überaus unpraktisch und als logisches Erzeugniß einer vollkommen verschiedenen Kultur waren sie seiner empfindenden Menschen ein geschmackloser Anachronismus. Eine gute Buchausstattung folgt den Gesetzen der angewandten Kunst (Kunstgewerbe ist ein irreleitendes Wort); ist sie nicht zweckmäßig, liest es sich nicht bequem und leicht darin, entspricht und entspringt sie nicht ihrer Zeit, so hat sie nur einen niedrigen Werth.

Wenige Tage bevor eben dieses Heft, „Das Jahr der Seele", erschien, las Stefan George einer kleinen Versammlung aus seinen Gedichten vor. Es war ein Spätnachmittag im November, unbeschreiblich graue Häusermassen, dunkle, vorbeieilende Menschensilhouetten, weißes Gelblicht und ein gelblich grün abstechender Himmel; einer jener mystisch-schönen Momente, welche die Großstadt bieten, die Nerven dafür bestehen, wohl bringt. Unser Wirth war der feinste, subtilste Bildnißmaler Berlins. Wir saßen in den mit verschleierten Lampen matt erleuchteten Räumen auf florentinischen eingelegten Sesseln, auf verblaßtem Brokat. Bekannte Menschen waren zugegen. Nur in gedämpften Tönen wurde gesprochen. Dann glitt aus einer Seitenthür ein Mann herein und setzte sich; nach einer Verbeugung, an das gelbverhüllte Licht; hinter ihm eine japanische goldstrotzende Stickerei, nicht weit von ihm Lorbeerzweige und orangerothe Blüthen in gekriebenem Kupfergefäß. Niemals in meinem ganzen Leben ist mir ein so merkwürdiges Gesicht begegnet. Blaß, verarbeitet, mit müden, schweren Lidern, mit herbem, ausdrucksvoll vibrirendem Mund. Die Backenknochen sind stark geprägt; wuchtig wölbt sich die Stirn, aus der sich schwere, dunkle Haarmassen erheben. Von Gedanken und inneren Kämpfen ausgemergelte Züge, weit, weit älter als seine 28 Jahre. Das Profil hat eine verfolgende Aehnlichkeit mit dem Dantebild im Bargello. Der ganze Kopf, die magern, nervösen Hände erinnern sonderbar an den jungen Liszt. Er las mit leiser, gleichmäßiger Stimme, mit feiner, diskreter Betonung. Hin und wieder störte sein rheinischer Accent. Obwohl ich die meisten Gedichte kannte, war es nicht leicht, den immerhin ungewöhnlichen Gedanken- oder Bilderverbindungen zu folgen. Aber mehr und mehr wurden wir hypnotisirt, in die Stimmung hinein gebannt. Zum Schluß erhob er sich, sagte noch ein Gedicht her und schlug zum ersten Mal die Augen auf; matte, etwas rothe Lider, dunkle, starre, nicht große Augensterne. Dann verbeugte er sich und ging.

Erst allmählich begannen wir im Flüsterton zu sprechen. Einigen waren seine Gedichte gänzlich fremd gewesen; ich glaube, jeden hatten sie gepackt und bewegt.

Als ich später von dieser Nachmittagsstunde erzählte, meinte man, es klänge etwas theatralisch und „gemacht". Dies war keineswegs der Fall. Das Ganze entsprach in der echtesten Weise der Richtung, dem Geschmack unserer intim künstlerisch empfindenden Wirthe, ihrem Verhältniß zum Dichter. Es war nur „esoterisch".

Wünscht man Stefan George einen weiten Ruhm, einen großen Kreis? Vor den berüchtigten Modelyrik-Triumphen mit dreißig Auflagen innerhalb weniger Jahre ist sein vornehmes Wesen gefeit. Wohl aber möchte ich, daß sich die Besten des Landes an ihm erfreun. Und ihm selbst wünsche ich schärfere Luft, volleres Leben.

Zeitschriften- und Bücherschau.

— „Das Leben ist golden." Drei Novellen von Adalbert Meinhardt. — „Heinz Kirchner." Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Von Adalbert Meinhardt. (Berlin Gebrüder Paetel.) Ein norddeutscher Erzähler, der das Leben und Treiben, die Natur und die Menschen seiner Heimath schildern will, wird sich schwer den Einflüssen seines vorbildlichen Landsmannes Theodor Storm entziehen können. In der jüngeren Generation finden wir schon eine ganze Reihe von größeren oder kleineren Talenten, die unter diesen Einflüssen aufgewachsen und großgeworden sind. Auch der Hamburger Novellist Adalbert Meinhardt kommt aus der Schule des alten Husumer Meisters. Es ist die selbe Welt, dieselbe Natur, es sind dieselben Menschen, die wir in dem Novellenband „Das Leben ist golden" kennen lernen. Wir stehen auf norddeutscher Erde, und norddeutsche Leute geben an uns vorüber. Wie Storm liebt es auch Meinhardt, uns schlichte, alltägliche Schicksale mit der Andacht für das Kleine und Kleinste zu schildern, uns die Herzensgeschichten stiller, einfacher Menschen zu erzählen, denen die Natur die rechte Gabe zum fesselnden Lebensgenuß verlagt hat. Gleich die erste Novelle, die dem Buche den Titel gegeben hat, handelt von einem solchen Stiefkinde des Glückes, das sich in die Wirklichkeit nicht schicken will, das sich im Leben nicht zurechtfinden kann. Schon in früher Jugend mußte der begabte Kaufmannssohn seinen Idealen Lebewohl sagen. Lebensdurstig, unerfahren und schwärmerisch angelegt, wie er war, bäumte er sich nach Ruhm und Ehren und allen Erfolgen. Unzulängliche Familienverhältnisse zwangen ihn aber, seine hochfliegende Pläne aufzugeben, ins Elternhaus zurückzukehren und das Geschäft seines Vaters zu übernehmen. Den inneren Frieden findet er nicht auf seinem Kontorbock; aber als Pflichtnatur hält er aus auf dem Platz, der ihm nun einmal angewiesen ist. Auch ein bescheidenes häusliches Glück bleibt ihm verlagt. Da er es nicht vor sich selbst verantworten kann, ein junges Wesen an sein freudeloses Dasein zu fetten, läßt er die Geliebte übers Meer ziehen, um sein Schicksal allein zu tragen. Erst nach langen, langen Jahren, da er alt und blind auf die Hilfe liebreicher Menschen angewiesen ist, schlicht er seinen Frieden mit der Welt und im Glücke des Nächsten findet er sein eigenes Glück. Diese einfache Geschichte eines menschlichen Herzens wußte einen noch tieferen und feineren Eindruck hinterlassen, wenn der Verfasser nicht versucht hätte, seine Erzählung durch allerhand überflüssige Episoden interessant zu machen. Sie müssen wir ein großes Lenet mit ansehen, damit sich der Held auch als tapferen Mann und treuen Engel zeigen kann; so muß der arme Mensch in seiner einzigen Schwester, die ganz plötzlich am Herzschlag stirbt, das Liebste auf der Welt verlieren, damit das Maß des Unglücks voll werde. Unter dieser allzu merklichen Absicht, seine Personen moralisch bemitleidenswerth zu machen, leidet auch der künstlerische Eindruck der Novelle „Neue", die gleichfalls in Norddeutschland spielt. Auch hier steht im Mittelpunkt der Handlung ein Mann, dem die innere Harmonie fehlt, um das Leben ungetrübt genießen zu können. Alle seine Wünsche sind dem Gelebten in Erfüllung gegangen. Mit jungen Jahren ist er Professor geworden, sein Vaterland hat ihm manche Ehren erwiesen, das Ausland hat ihn ausgezeichnet; er lebt mit seinem jungen warmblütenden Weibe in glücklichster Ehe, und doch will keine rechte Lebensfreude in ihm aufkommen. Die Neue quält ihn. Dadurch, daß er einst eine junge verwegene Frau von einer Verbindung mit seinem leichtsinnigen, liederlichen Stiefbruder abhielt, glaubt er eine ungeheure Schuld auf sein Gewissen geladen zu haben. Aber auftatt eines Menschen, der unter dem schweren Druck eines Schuldbewußtseins nicht zur Lebensfreude gelangen kann, haben wir nur einen Schwächling vor uns, dessen ganze Schuld in seiner Einbildung besteht. Man muß wirklich die arme Frau bedauern, die immer wieder versucht, diesen Mann aus seinen trüben Stimmungen und selbstquälerischen Gedanken zu retten. Sie denkt und handelt für ihn; sie begleitet ihn auf der Reise zu seinem kranken Bruder; sie pflegt den sterbenden Wüstling bis ans Ende; ihr allein ist die Besitznung der feindlichen Brüder zu danken, die dem vergeßlichen Gatten den verlorenen Lebensmuth wieder schenkt. So wird die junge energische Frau, ohne daß der Verfasser es vielleicht beabsichtigt oder gewollt hat, zur Trägerin der ganzen Erzählung. Diesen beiden Novellen gegenüber, die doch einen tieferen Kern bergen, hat die harmlose Geschichte „Die Vierte" nicht allzu viel zu bedeuten. An diesen oberflächlichen Liebesabenteuern, die ein junger Kunstreiter aus Lübeck in Stallen erlebt, ehe die Rechte kommt, kann man sich kaum erwärmen. Außerdem klingen die kleinen Romane an sich nicht sehr wahrscheinlich. Es sind nämlich gleich drei Damen auf einmal, die den jungen Nordländer mit ihrer Liebe beglücken. Nur mit großer Mühe gelingt es dem Verfasser, seinen Helden aus allen Verlegenheiten zu ziehen und ihn in die Arme seiner Jugendfreundin zurückzuführen. Offenbar fühlt Meinhardt sich nicht heimisch in der fremden Welt des Südens. Die Natur will ihm nicht lebendig werden, sie bleibt ihm eine schöne Dekoration, die der Beschauer nur mit stummender Bewunderung betrachten kann. „Wir durchqueren ganz Italien; wir sehen in der ewigen Stadt; wir reisen von Ort zu Ort; wir hören von allen möglichen Denkwürdigkeiten, die unsere Erinnerung an die Prunkanzeigen wecken; aber es sind Namen und Namen, die keinen lebendigen Eindruck hinterlassen. Nicht anders ist es mit den einzelnen Menschen, denen wir hier begegnen: Es bleiben flüchtige Reisebekanntschaften, die schnell gemacht und schnell vergessen sind. Die romantische Geschichte ist wohl die Frucht eines italienischen Ausfluges, den der Verfasser gern literarisch verwerthen wollte. — In der Novelle „Heinz Kirchner", die bereits in zweiter Auflage vorliegt, hat Adalbert Meinhardt glücklich wieder heimgefunden. Es ist die Lebens- und Leidensgeschichte eines echt norddeutschen Charakters, der mit zäher Energie an seinem Willen festhält und nicht eher ruht, bis er das erreicht, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, Heinz Kirchner ist eine von jenen Naturen, die nicht mit sich handeln lassen, die nichts nachgeben von den Forderungen, die sie an das Leben stellen: „Alles oder nichts" ist ihr Wahlspruch. Er gehört zu jenen seltenen Menschen, die ihre Jugend nicht vergeuden, sondern geduldig das große Glück erwarten, das ihr ganzes Leben ausfüllen soll. Die junge Frau, die es Heinz Kirchner angethan hat, ist nicht frei, als er sie durch einen Zufall kennen lernt; sie ist gebunden an einen kranken Mann. Aber er verzagt nicht; in dem unbestimmten instinktiven Gefühl, daß sie doch sein eigen wird, lebt er Jahre und Jahre ganz seinem Beruf. Schweigsam und verschlossen, wie er ist, verbirgt er seine tiefe Sehnsucht, seine große Leidenschaft; nur die kluge Mutter ahnt, was in ihrem Liebling vergeht. Ohne gegen die Verhältnisse anzukämpfen, wartet er ruhig, bis der Zeitpunkt gekommen ist, die Geliebte heimzuholen. Mit diesem Ausblick in eine glückliche Zukunft, die den beiden hart geprüften Menschen wohl zu gönnen ist, hätte die Geschichte ihr natürliches Ende gefunden, aber damit war der Verfasser offenbar nicht zufrieden. Einem wirksamen Abschluß zu Liebe muß der arme Heinz Kirchner mitten im besten Mannesalter am Herzschlage sterben. Abgesehen von dem gewaltsamen Ende zeigt sich auch in dieser Novelle das unkünstlerische Bestreben des Romanschriftstellers, seinen Helden in den Augen des Lesers von Anfang an möglichst herauszustreichen. Wir sind gern zufrieden, wenn uns der Novellist nur die einfache Geschichte eines menschlichen Herzens erzählt. Otto Krack.

— Novellen vom Genfer See. Von C. F. Kleb. Breslau, Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottländer. Die beiden in dem Band vereinigten Erzählungen bekunden eine entschiedene starke Begabung. Dem Verfasser kommt es nicht darauf an, abenteuerlich verwickelte Begebnisse auszusinnen und eine leckere Speise für das Sensationsbedürfnis herzurichten. Er will uns Menschen schildern und uns einen Blick in ihr Seelenleben und in die Bedingungen, aus denen ihre Eigenart erwachsen ist, werfen lassen: und das kann er. Er wird nirgend redselig und weitschweifig, sondern bleibt immer kurz, klar und bestimmt. Er ergeht sich nicht in Beschreibungen und Betrachtungen, sondern stellt dar. Menschen und Dinge treten fest und scharf, wie er selbst sie gesehen hat, vor uns hin. Der Stoff ist mit einer absichtslos wirkenden Kunst gestaltet. Beidemal bilden Privatverhältnisse, in Montreux und Umgebung, den Schauplatz der Vorgänge. Die erste Geschichte erzählt eine Dame in gesichteren Jahren als ihr Erlebnis. Sie unterhat sich bei der in ärmliche Verhältnisse geratbenen Wittwe eines Gelehrten, einer Frau von vornehmer Denkungsart und hoher Bildung, ein, von vornherein bestochen durch die natürliche Anmuth und Grazie der jungen Tochter, die mit der Mutter den Haushalt führt. Nach der kleinen Jeanne ist die Novelle genannt: Jeanne Guignon", Jeanne Wechvogel. Denn so anmuthig und liebenswürdig Jeanne ist, so eigensinnig wird sie zum Mißzeichick verzelgt: bald zerbricht sie Gläser und Teller, bald stößt sie irgendwo an, bald widerfährt ihr auf dem abendlichen Heimwege eine Unannehmlichkeit. Frau Ehlert, die Erzählerin, schließt sich an Mutter und Tochter Garatin schnell an und gewinnt sie aufrichtig lieb. Da bekommt der kleine Kreis Zuzug. Ein junger Schwede, dessen Familie mit der Canabinchen befreundet ist, kündigt sein Erscheinen an und trifft bald darauf ein; er will nach einem schweren Augenleiden, das ihn lange geplagt hat, Erholung und Genesung finden. Auch er fühlt sich in kurzem heimlich und fast wie das Kind des Hauses. Er ist ein geistreicher, unterhaltsamer Gesellschafter und, wie sich zeigt, ein Mann von weitem, tiefem Gemüth und edlem Charakter. Aber es scheint ein Riß durch sein Wesen zu gehen: er sitzt die Frauen durch sprunghafte Stimmungen in Staunen; er kann aus heiterster Laune in dumpfe Melancholie verfallen. Zwischen ihm und Jeanne entwickelt sich ein besonders nabes und freundschaftliches Verhältnis. Eine heiße leidenschaftliche Zuneigung wächst in ihrem Herzen empor. Und er? Nährt und schürt er sie nicht? Gleichviel er sich nicht in Aufmerksamkeiten für sie? Weshalb redet er nicht und befreit Jeanne von der bangen Spannung? Die Frage lesen wir mit der Erzählerin uns immer wieder vor: ahnen wir, daß ein ihn bindendes Geheimniß auf dem Grunde seiner Seele schlummert? Deuten redet nicht. Er kehrt in die Heimat zurück, ohne gebeichtet zu haben. Nach einer ersten Nachricht läßt er lange, lange auf eine weite warten. Endlich langt ein Brief an: er bringt mit einem Male die Lösung des Rathsels. Deuten meldet den verehrten Mutter und lieben Schweier darin Glück und Braute. Durch den Aufenthalt im Canabinchen Hause habe er Lebensmuth und Selbstvertrauen wieder gewonnen und den bösen Zweifel, der seine unglücklichen Stimmungen verschuldet, überwunden. So habe er es gewagt, trotz seiner Leiden um das Mädchen, das er von Jugend an geliebt habe, zu werben, und nun sei sie seine Braut. Diese Jeanne „Guignon"! — Die Heimath der zweiten Erzählung „Familie Mercier", die ein reizvolles und mannigfaltigeres Bild vor uns aufrollt, liegt in der Veranschaulichung der einzelnen Mitglieder dieser Familie, des Gesammtinteresses, das sie berührt, den Mittel und Mitteln, mit denen sie dem sie beherrschenden Interesse dienen. Wir kennen die würdige Madame Mercier kennen; den Hausdrater, der nicht nur auf allen Gebieten wunderbar beschlagen ist und die schwierigste Konversation zu machen versteht, sondern auch der ordentlich und die Herzensgüte in Person zu sein scheint; die liebreizende kokette Tochter Claire. Wir wissen nicht recht, woran wir sind, ebenso wenig wie der Hauptmann Freiherr, der zu den alteren Pensionären und Pensionärinnen nun hinzukommt. Allmählich lüftet sich der Schleier mehr und mehr; allmählich merken wir immer deutlicher, wie das ganze Gebahren der Familie nichts als eitel Heuchelei ist, wie alles nur darauf angelegt ist, aus den Pensionären möglichst viel herauszuschlagen, und vor Allem anziehende Freier für die Mädchen einzufangen. Außer Claire ist noch eine Tochter zu verlieren, Bertha, die Jüngste: die Mercierschen Damen denken sich die Mesalliance so, daß dabei genug auch für die übrige Familie abfällt. Bertha kokette plötzlich aus der Fenne heim, wo sie an einen reichen Alten verkuppelt werden sollte. Sie ist aus der Mouvedchen Art geschlagen. Sie hat sich den eigenen Willen, die eigne Persönlichkeit gewahrt; sie ist offen und ehrlich und rein geblieben. Die auslassene Kobeldaftigkeit ihres Wesens, die doch eine Seele birgt, ist ebenso lebendig gezeichnet wie eine jede der anderen Personen, die gegen die Mesmeds scharf kontrastirten deutschen Pensionäre mit eindrgriffen, vortrefflich charakterisirt ist. Ueber die lustige Bertha dricht ein tragisches Geschick herein. Ein Freund des Hauptmanns, Lieutenant Webren, und sie entbrennen zu einander in innigster Liebe. Sie verloben sich, bei welcher Gelegenheit sich die Politik von Vater Mesmed in vollster Glorie zeigt. Allein Webren steckt unter dem Bann einer furchtbaren Leidenschaft, die schon einmal lodernd aufgeflackt ist. Er bricht das der Verlobten Mutter gegebene Ehrenwort; er setzt sich an den Spieltisch und verspielt das gesammte ihm eben durch Erbschaft zugefallene Vermögen. Und er schießt sich eine Kugel durch den Kopf.